Haus und Welt

Morgengebet

O wunderbares, tiefes Schweigen!
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen
Als ging' der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen;
Wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen
Ich schäm' mich des im Morgenrot.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag mein Saitenspiel! und schauernd
Schweig ich vor dir in Ewigkeit.

Das Gelöbnis

Die Glocken der Kathedrale zu Pau kündeten die fünfte Stunde. Die Damen und Herren des Hofes der Königin von Navarra gehorchten den mahnenden Klängen und schritten aus ihren Quartieren, um die Frühmette zu hören. Der Platz vor der Kathedrale lag noch in der blassen Dämmerung des Frühsommertages, doch ringsum leuchteten die Höhen der Pyrenäen im roten Morgenglanz.

Auf der obersten der Stufen, die zu dem gotischen Portale hinaufführten, stand starr und unbeweglich ein hochgewachsener, noch junger Kriegsmann, dessen staubige Stiefel einen langen, soeben erst beendeten Reiseritt anzeigten. Den einen Zipfel des blauen Reisemantels trug er nach italienischer Sitte um die linke Schulter geworfen, so daß die Falten, die sich um den Hals stauten, zur Hälfte sein Gesicht verbargen. Jeder der Damen, die die Stufen zum Kirchenportale emporstiegen, warf er einen raschen Blick zu. Aber auf keiner blieb sein Auge haften.

Als die Glocken im Ausläuten waren, kam die Königin Margot selbst zur Kirche gegangen. Zwölf Hofdamen folgten ihr in Paaren. Gleichsam zum Gruße ließ der Himmel jetzt über die östlichen Hügel den ersten Sonnenstrahl gelangen. Wie nun die Damen in ihren burgundischen Gewändern aus Seide und schwerem Brokat, in denen Karmoisin und lichtes Grün die herrschenden Farben waren, so langsam dahinwandelten, gewährten sie einen prächtigen Anblick. Als erste stieg Margot von Navarra die Stufen empor. Sie wurde geleitet von zwei Pagen in Schwarz und Silber, die Brevier, Rosenkranz und Betkissen trugen. Ein ernstes Violett und ein schweres Schwarz waren die Farben des Gewandes der Königin, deren sonst so heiteres Gesicht sehr gedankenvoll erschien.

Beim Anblick des Damengefolges trat der junge Ritter einen Schritt vor, um die Damen zu mustern. Bei seiner lebhaften Bewegung sank ihm der Mantel von den Schultern, und allen war da ein sonnengebräuntes Gesicht erkennbar, das ein dunkler Bart, geschnitten nach der Weise der Spanier, umrahmte. Beim Anblick des Edelmannes hielt Margot von Navarra einen Augenblick im Vorwärtsschreiten inne. Die Blicke ihrer Augen zwangen den Ritter, sie anzuschauen. Betroffen durch den Ernst im Antlitz der Königin ließ der Ritter sich auf das Knie nieder. Seine Verwirrung und seine Haltung schienen Vergebung zu heischen, da er zuvor wider alle höfische Zucht den Gruß vergessen hatte.

Margot von Navarra schritt weiter in das Portal hinein, so dicht an dem Knienden vorbei, daß der Saum ihres Gewandes weich und seidig seine Knie streifte. Da war ihm, als hörte er die leisen Worte: „Herr Vetter, wartet auf mich nach der Messe!"

Wie im Banne erhob sich der junge Ritter und folgte den Damen nach in die Kirche. Ohne Denken und Sinnen nahm er einen Platz am sechsten Pfeiler des Langschiffes ein, denn ihm war es, als hätte die Königin ihm durch Blicke diesen Platz angewiesen.

Den jungen Edelmann, der einen langen Ritt hinter sich haben mochte, fröstelte es. Seltsam und bildhaft erschien ihm gegen die erste morgendliche Frühe draußen der Raum hier innen. Auf der nach Osten gelegenen Seite des Chores erglommen die bunten Fensterscheiben in tiefen, satten, traumhaften Farben. Ihr leuchtender Widerschein spielte in rötlichem und bläulichem auf dem gegenüberliegenden Pfeiler des Schiffes, wob auf den Steinboden bunte Schleiern und gab den Gesichtern der knienden Frauen den Glanz der Verklärung.

Aus weiten Fernen drang das Singen der Betenden zum Ritter am sechsten Pfeiler des Schiffes. Als die Orgel erklang, war es ihm, als schwebe er über dunklen, brausenden Gewässern.

Die Messe war beendet. Ueber dem Altar verflogen die Weihrauchwolken; leise schritten Damen und Herren aus der Kirche; einsam lag an der einen Ecke des Chores vor dem Bilde des heiligen Rochus ein Mönch im weißen Gewande, den Kopf in den Armen vergraben, und betete andächtig. Die Sonnenstrahlen verblichen, die Leuchtkraft der Fenster erstarb, silbernes Grau durchwaltete den Raum der Kirche und verlor sich bald in den dunklen Wölbungen.

„Herr Vetter, denkt Ihr Eurer Dame so stark, daß Ihr weder Lebendes noch Totes gewahrt?" erklang es plötzlich vor dem Ritter. Zuerst erlangten die Ohren des jungen Kriegers ihre Kraft für die Wirklichkeit zurück. Er hörte das Rascheln des Brokatkleides, und als er nun seine Augen wiederfand, sah er vor sich das ernste Gesicht der Königin Margot, die ihn groß und dunkel anschaute. „Ich dachte nicht ihrer," stammelte er. „Meine Seele war verloren; ich glaubte, meine Dame hier zu finden an Eurer Seite. Aber als ich hier stand, war meine Kraft geschwunden. Denn ich bin zwei Tage und zwei Nächte durchgeritten. Mein Leib ward müde, und meine Gedanken ruhten."

Wieder sah die Königin den Ritter seltsam an. Ihre Blicke geboten ihm zu folgen, und sie sagte, während sie zum Chor hinaufschritten, wobei die Schleppe ihres Brokatkleides leise über die Stufen strich: „Herr von Bourdeille erzählte mir von den Kriegszügen in Parma und Piemont."

Mit leiser und leidenschaftlicher Stimme erzählte der Ritter der Königin von den Taten des französischen Adels in Italien, bis sie endlich wieder am sechsten Pfeiler des Mittelschiffes standen.

„Sagt mir doch, Vetter," fragte die Königin mit veränderter Stimme, „wie habt Ihr Eure Dame, Mademoiselle de la Roche zu Ferrara, kennen gelernt?"

„Madame," erwiderte der Ritter, dem Zwang der dunklen Augen gehorchend, „Ihr wißt, mein Vater hatte mich nach Ferrara geschickt, um die Künste und Wissenschaften zu studieren. Aber außer der Fechtkunst und den guten französischen Liedern habe ich Wissenschaft und Künste nie geliebt. So war ich denn traurig in der fremden Stadt, in der es keinen Burgunderwein gibt, keine Bratküchen, keine lustigen Mädchen und keine frohen Frauen wie zu Paris. Eines Abends schritt ich durch die Straßen zum Schlosse, denn die Frau Herzogin Renee hatte mich zu sich befohlen. Als ich über die Brücke des Schloßgrabens ging, überkam mich die Sehnsucht nach Frankreich, und ich sang das Lied unseres Meisters Francois Villon, das er zum Preise der Damen von Paris gedichtet hat. In der Wölbung des Tores wollte ich gerade die letzte Strophe anstimmen, da erklangen mir die Worte des Liedes aus dem Dunkel entgegen, gesungen von einer tiefen Frauenstimme. Und wie ich meine Hand ausstreckte, fühlte ich vor mir eine junge, schlanke Gestalt. In den letzten Vers ‚Denn der lachende Mund gibt den Preis an Paris,' stimmte ich jubelnd mit ein, und dann grüßten sich unsere Lippen."

Wieder schaute die Königin den Herrn von Bourdeille seltsam an. Zum zweitenmal schritt sie mit ihm zum Chor hinauf, allwo noch immer der Mönch im weißen Gewande betend am

Boden lag. Von der Frau Herzogin Renee mußte der Ritter der Königin erzählen, vom Leben am Hofe zu Ferrara und von den italienischen Damen.

Zum anderen Male stand der Ritter und die Königin wie zuvor am sechsten Pfeiler. Da fragte die Königin den Ritter: „Wie nahmt Ihr Abschied von Mademoiselle de la Roche?"

„Als ich ins Feld zog, trennten wir uns am Hoflager zu Fontainebleau. Es war früh am Morgen. Die Hörner riefen die Damen und Herren zur königlichen Jagd, ich aber mußte reiten, um zum Heere nach Piemont zu gelangen.

Mademoiselle de la Roche war zur Jagd gerüstet. Sie trug ein grünes Brokatkleid, und um die Schultern einen Marderpelz; denn es waren schon kalte Herbsttage, das Laub war gelb, und rot leuchteten die Beeren der Ebereiche. Mademoiselle de la Roche reichte mir vom Zelter herab die Hand zum Abschied und ich gelobte, ihrer immer zu gedenken."

„Was sagte sie Euch?" fragte die Königin.

„Sie sagte," lautete die Antwort des Ritters: ‚Schwört nicht Eide, die doch der Wind verweht. Wie die Blätter der Bäume sind die Menschen und haben nur Saft und Kraft einen Sommer hindurch. Darum entbinde ich Euch von allen Eiden, denn wenn ich Euch nicht mehr nah bin, habt Ihr meiner doch schon vergessen.' — Ich aber schwur, ich wollte ihrer immer gedenken.

Und sie sagte: ‚Wäre ich tot, so würden Eure Gedanken sich selbst an meinem Grabe von mir wenden.' Da schwur ich ihr zu: ‚Eure Nähe würde ich überall spüren und läget Ihr sieben Schuh tief unter der Erde!' Lächelnd reichte sie mir die Hand vom Zelter und sagte: ‚Gedenket mein, wenn Ihr's vermöget!'

‚Ich aber habe meinen Schwur gehalten und habe ihrer nimmer vergessen.'"

Schweigend schritt die Königin mit dem Ritter das Mittelschiff zum Chore hinauf. Da erhob sich der weiße Mönch, bekreuzigte sich und stahl sich leise mit verhülltem Antlitz aus der Kirche.

Wieder standen die Königin und der Ritter vor dem sechsten Pfeiler des Mittelschiffes. Da sprach die Königin, und ihre Stimme klang wie eine verstimmte Harfe: „Spürt Ihr nichts unter Euren Füßen, Herr Ritter?"

„Ich spüre nichts," erwiderte er, „denn ich stehe auf festem Stein."

„Senkt Eure Augen und leset!" gebot die Königin.

Da erkannte der Herr von Bourdeille, daß er auf einer Steinplatte gestanden hatte, in der Worte in lateinischer Zunge gemeißelt waren:

HIC JACET CATHERINE DE LA ROCHE.

Darunter stand das Wappen des Geschlechts der la Roche und der Tag des Todes. Wäre der Herr von Bourdeille nur sieben Tage früher am Hofe zu Pau eingetroffen, so hätte er Mademoiselle de la Roche noch unter den Lebenden gefunden.

Der Ritter schaute die Königin an, ohne dies alles völlig zu fassen.

Sie aber sagte: „Sehet, um ein Kleines hättet Ihr sie selbst noch lebend gesprochen. Auf ihrem Totenbette hoffte sie, ihre Gedanken würden Euch schneller herziehen. Ihre letzte Bitte an mich war, ich sollte Euch fragen, wie ich Euch gefragt habe. Und ich habe getan, wie sie gebeten hat. Ihr seht, wie vermessen die Schwüre der Liebe sind. Kniet nieder und laßt uns um Vergebung unserer Sünden beten."

Als die Königin und der Herr von Bourdeille gebetet hatten, erhob sie sich, und der Ritter folgte der Königin tränenlosen Auges, aber mit schwankenden Knien wie im Traume durch die Kirche, die wieder durchwoben war von den vielfarbigen Lichtern der östlichen Fenster.

Das Portal schloß sich hinter den beiden, und der Ritter stand geblendet vom Glanze des Sommermorgens. Auf dem Platze vor der Kirche plauderte ein jungen Herr lachend mit seiner Dame. Rings um die beiden leuchtete Licht und Sonne. Da brachen Tränen aus den Augen des Herrn von Bourdeille, daß er sich kaum zu fassen wußte. Die Blicke der Königin aber wanderten von seinem tränenüberströmten Antlitz fort zu dem Liebespaar, das jubelnd die Straße zum Tore hinauf zog.

Ein schlechter Witz und seine Folgen

Vor dem Weltkrieg stand die Insel Neu-Gibbon (Salomon-Archipel) unter „Kontrolle" der deutschen und englischen Regierung. In Wirklichkeit beherrschte sie ein alter, geriebener und trunksüchtiger Eingeborenenhäuptling Koho, der gegen die weißen Eindringlinge Rache brütet. Wallenstein, ein deutscher Regierungskommissar, sucht den Häuptling in Begleitung des englischen Südseeplantagenbesitzers Grief, um wegen Gründung einer neuen Plantage auf Neu-Gibbon zu unterhandeln. Dabei kommt es durch einen „Witz", der dem alkoholsüchtigen Ex-Kannibalen gespielt wird, zu einer schrecklichen Katastrophe.

Sie saßen auf einer breiten Veranda des Hauses und sahen zu, wie der Verwalter der Neu-Gibbon-Plantage an einer ganzen Kompagnie von Kranken herumdokterte. Der Mann den er unter den Fingern hatte, klagte über Zahnschmerzen, brüllte und fuhr hoch, als er zog. „Helfen Sie mir, und halten Sie ihn nieder," bat Worth.

Grief und Wallenstein packten den Schwarzen je an einer Seite und hielten ihn fest. Die Anstrengung war so groß, daß allen der Schweiß von der Stirne troff.

Keiner von ihnen bemerkte einen kleinen Mann, der die Treppe heraufhumpelte und zusah. Koho war konservativ. Seine Vorfahren hatten nie Kleider getragen, und er trug auch keine, nicht einmal einen Lendenschurz. Er sah zu und grinste vor Vergnügen. Als der Zahn aus dem Kiefer und die Zange zum Munde herausfuhr, leuchteten die Augen des alten Koho geradezu auf, und er betrachtete mit Freude den armen Schwarzen, der brüllend zu Boden gesunken war.

„Ich glaube, er wird ohnmächtig," sagte Grief und beugte sich über das Opfer. „Geben Sie ihm einen Schnaps, Kapitän Ward."

Da bemerkte Wallenstein Kohos Schatten und den alten Häuptling.

„Hallo! Was ist das für einer?"

„Ach, das ist Koho," sagte Grief liebenswürdig, und zu Koho, indem er auf den deutschen Regierungskommissar zeigte: „Dies groß Fella Herr Bougainville."

Dann wandte sich Grief wieder zu Koho, „Mein Wort, du werden zu dick, du machen stopp. Du bald nehmen dich neu fella Mary (Frau), he?"

„Zu alt fella mich," antwortete Koho und schüttelte betrübt den Kopf. Mich nicht mögen Mary. Mich nicht mögen Kai-kai (Essen)." Er warf einen sehnsüchtigen Blick auf Worth, der gerade ein großes Glas hinuntergoß. „Mich mögen Rum."

Grief schüttelte den Kopf. „Er fella krank."

„Mich fella auch krank."

„Du fella großer Lügenpeter," lachte Grief.

Und er, Wallenstein und der alte Häuptling setzten sich auf die Veranda, um den Plan zu erörtern, zwanzig Meilen weiterhin an der Küste eine deutsche Plantage anzulegen. Der Boden müßte natürlich Koho abgekauft werden, und der Preis wurde in Tabak, Messern, Perlen, Körben, Walzähnen und Perlmuttergeld — in allem möglichen, nur nicht Rum — berechnet. Während der Unterredung beobachtete Koho durch das Fenster, wie Worth drinnen einen Whisky nahm. Koho merkte sich genau, wo er die Flasche hinstellte. Obgleich er aber noch eine geschlagene Stunde nach Schluß der Konferenz sitzen blieb, fand er keine Gelegenheit, sich ins Zimmer zu schleichen.

„Mich gehen auf Schonen," sagte er und humpelte ab.

Es war das letztemal, daß der Superkargo der „Wonder" einem Eingeborenen einen Streich spielte. Er war gerade in der Kajüte dabei, eine Liste über die Waren aufzustellen, die an Land geschafft wurden, als Koho die Kajüttreppe heruntergehumpelt kam. „Mich gleich ganz sterben," wimmerte der alte Häuptling. „Mich nicht mögen Mary (Frau). Mich nicht mögen Kai-kai (Essen). Mich zu viel krank fela. Mich mögen Rum." Denby lachte herzlich.

Denby zeigte sich sehr entgegenkommend. Er forschte nach den Krankheitssymptomen des alten Häuptlings. Er bot ihm abführende Tabletten, Pillen und vielerlei verschiedene Kapseln aus dem Medizinschrank an, aber Koho dankte.

„Rum er gut fella," wiederholte er immer in seinem jammernden Ton, und da spielte ihm Denby jenen verhängnisvollen Streich.

Er trat hinter Koho, öffnete den Raum mit den Medikamenten und nahm eine Flasche heraus, die Senfessenz enthielt. Er tat, als zöge er den Propfen heraus und tränke von dem Inhalt. Denby schmatzte zufrieden, räusperte sich und stellte die Flasche wieder an ihren Platz. Er vergaß, den Medikamentsraum abzuschließen, setzte sich wieder hin, erhob sich aber nach einer angemessenen Weile und ging an Deck. An der Kajütstreppe blieb er stehen und lauschte. Nach einigen Augenblicken wurde die Stille unten von furchtbarem Prusten und heftigem, erstickendem Husten unterbrochen. Er lächelte vergnügt, und kurz darauf ging er wieder nach unten. Die Flasche stand wieder auf ihrem Platz und der alte Mann saß in derselben Stellung da, wie er ihn verlassen hatte. Denby mußte unwillkürlich die eiserne Selbstbeherrschung des alten Häuptlings bewundern. Lippen, Zunge und Schlund, alle Schleimhäute der Mundhöhle mußten ihm wie Feuer brennen. Es ging ihm immer mehr auf, daß er

das Opfer eines Streichs geworden war, und seine Augen leuchteten vor Haß, so böse, so abgrundtief, daß Denby zurückschauderte. Koho erhob sich würdevoll.

Wallenstein, der gesehen hatte, daß Grief und Worth, der Verwalter, auf die Plantage hinausgeritten waren, setzte sich in das große Wohnzimmer, um seine automatische Pistole zu reinigen.

Plötzlich hörte er einen Schuß. Einen Augenblick dachte er an Koho, dann fiel ihm ein, daß Grief und Worth wahrscheinlich eine Taube geschossen hatten. Aber da hörte er die erregte Stimme von Worth: „Läutet die große fella Glocke! Läutet Menge zu sehr! Läutet wie Hölle!"

Wallenstein eilte auf die Veranda und sah den Verwalter zu Pferde über den Zaun setzen, um Grief einzuholen, der wie ein Verrückter den Strand entlang ritt. Ein lauter Krach und dicker Rauch, der zwischen den Kokospalmen aufstieg, sagte ihm, was geschehen war: Bootsschuppen und Baracken standen in Flammen. Grief kam aus der Küche, er trug ein nacktes, schwarzes Kind an einem Bein; dem Kind fehlte der Kopf. „Die Köchin ist noch drinnen," sagte er zu Worth. „Ihr ist auch der Kopf abgeschnitten!"

„Oliver ist am Fluß," rief der Verwalter. Dann galoppierte er fort und verschwand zwischen den Bäumen. Einige Minuten später, als gerade die verkohlten Balken der Baracken zusammengestürzt waren, hörten sie ihn rufen und folgten ihm. Im Walde, am Flußufer trafen sie ihn. Er starrte kreideweiß auf einen am Boden liegenden Gegenstand. Es war die Leiche Olivers, des jungen Assistenten; aber er war schwer zu erkennen, denn der Kopf fehlte. Grief ließ die Leiche nach dem Hauptgebäude bringen.

Am nächsten Morgen konnte man von der Mastspitze der Wonder aus überall im Urwald Signalrauch aufsteigen sehen. Von jedem Gipfel an der Küste und tief im Lande hinter der dichten Dschungel wanden sich dünne, aber vielsagende Rauchsäulen empor. Jenseits des Flusses ertönte ein wahnsinniger Muschelchor, überall, meilenweit her hörte man die Kriegstrommeln!

„Ihr habt nichts zu befürchten, so lange ihr zusammenhaltet," sagte Grief zu seinem Verwalter. „Ich muß so schnell wie möglich nach Guvutu. Sie werden euch nicht auf freiem Felde angreifen. Behalten Sie die Arbeiter beim Hause. Und vor allem: Lassen Sie sich nicht verleiten, in den Urwald einzudringen um Koho zu fangen."

Drei Wochen später kehrte er wieder nach Guvutu zurück. Der Hafen war jetzt verlassen und nur ein einziges kleines Fahrzeug lag dicht am Lande. Die Wanda war offenbar soeben angekommen und als Grief sich neben sie legte, kam Mac Tavish selbst an die Reling.

„Was ist los?" fragte Grief. „Sind Sie noch nicht fort?"

Mac Tavish nickte. „Ich bin schon wieder da."

„Und wie steht es auf Neu-Gibbon?"

„Als ich die Insel zuletzt sah, bildete sie den Rahmen für einige wertlose Ruinen."

Mac Tavish war ein Mensch aus Stahl und Eisen, klein wie Koho und ebenso eingeschrumpft. Daß sein verdrießliches Aussehen furchtbare Neuigkeiten verdeckte, darüber war Grief nicht im Zweifel.

„Los," sagte er. „Was ist geschehen?"

„Es gibt nichts, was mehr zu verdammen wäre, als solch einen heidnischen Nigger zum besten zu haben," lautete die Antwort. „Außerdem ist es ein teurer Spaß. Kommen Sie mit in die Kajüte."

„Also wie haben Sie die Sache in Ordnung gebracht?" fragte Grief, als sie Platz genommen hatten. Der kleine Schotte schüttelte den Kopf. „Es gab nichts in Ordnung zu bringen."

„Aber Mensch, die Plantage? Die Plantage?"

„Es gibt keine Plantage mehr. Die ganze Arbeit ist vernichtet!"

„Aber Worth? Und Denby? Und Wallenstein?"

„Ja, das wollte ich Ihnen jetzt gerade erzählen. Sehen Sie her."

Mac Tavish zog einen aus Reisstroh geflochtenen Sack hervor und schüttete den Inhalt auf den Fußboden. Grief fuhr auf; mit Mühe fand er seine Selbstbeherrschung wieder. Vor ihm lagen die Köpfe der drei Männer, die er auf Neu-Gibbon zurückgelassen hatte.

„Wie es zugegangen ist, weiß ich nicht," fuhr der Schotte trocken fort. „Ich vermute jedoch, daß sie sich in den Urwald gewagt haben, um den alten Teufel zu kriegen."

„Und wo ist Koho?" fragte Grief.

„Wieder im Busch und göttlich betrunken. Sonst hätte ich die Köpfe nie bekommen . . . Und jetzt wäre ich Ihnen übrigens sehr verbunden, wenn Sie mir die Köpfe abnehmen würden."

„Trinken Sie lieber noch ein Glas. Sie sind ein bißchen blaß. — Da, trinken Sie das runter, und wenn Sie einen Rat von mir hören wollen, Herr Grief, so verbieten Sie streng, daß sich jemand einen Spaß mit den Niggern macht. Es kommt immer Spektakel dabei heraus und es ist ein zu kostspieliges Vergnügen."

Der Vorgesetzte

Skizze von Anton Tschechow.

Der Titularrat Kraterow trägt mager und dünn wie der Blitzarbeiter auf dem Turm des Admiralschiffes vor, und begann, sich an Smichow wendend, folgendermaßen:

„Exzellenz! Bis ins Tiefste unserer Seelen ergriffen und gerührt von dem Wohlwollen, das uns Eure Exzellenz . . ."

„Nunmehr schon seit zehn Jahren", soufflierte hinter seinem Rücken Sakussin.

„Nunmehr schon seit zehn Jahren angedeihen läßt, wollen wir, Ihre Untergebenen, an diesem für uns ewig denkwürdigen Tage . . . hm . . . an diesem Tag, zum Zeichen unserer tiefen Verehrung und unvergänglichen Dankbarkeit, uns erlauben, Eurer Exzellenz dieses Album zu überreichen, das unsere Photographien enthält, und wir wünschen, daß Eure Exzellenz bis ans Ende Ihres segensreichen Lebens noch sehr — sehr lange mit uns beisammen bleiben und uns leiten mögen . . ."

„Leiten mögen mit Ihren väterlichen und weisen Ratschlägen auf dem heiligen Wege der Gerechtigkeit und des Fortschrittes", verbesserte Sakussin flüsternd und wischte sich den Schweiß von der Stirne; er hätte offensichtlich selbst gerne gesprochen und seine im Vornhinein zusammengestellte Rede ließ ihn nicht in Ruhe.

„Mögen Eure Exzellenz", schloß daher der andere, „mögen Eure Exzellenz noch lange die Fahne hochhalten auf dem ermüdenden, aber siegreichen Weg der Vernunft, der Arbeit und der menschlichen Selbsterkenntnis."

Ueber die runzelige dicke Wange Seiner Exzellenz rollte eine dicke Träne.

„Meine Herren", sprach er mit zitternder Stimme. „Ich habe wirklich nicht erwartet, es ist für mich wirklich eine große, große Ueberraschung, daß Sie sich dieses meines bescheidenen Festtages erinnert haben . . . Ich bin gerührt . . . ich bin wirklich sehr gerührt . . . Diesen Augenblick werde ich, glauben Sie mir, bis an Ende meines Lebens nicht vergessen, und glauben Sie mir, meine Herren, glauben Sie mir, meine Freunde, niemand empfindet Ihnen gegenüber mehr Wohlwollen, als ich . . Wenn es auch manchmal zwischen uns etwas gegeben hat, auch das, glauben Sie mir, geschah immer nur in Ihrem Interesse."

Darauf küßte der Wirkliche Geheime Rat Smichow den Titularrat Kraterow, der auf eine derartige Auszeichnung nicht vorbereitet war und vor Wonne erbleichte. Dann machte wieder der Chef mit der Hand eine Bewegung, was soviel bedeutete, daß er vor Rührung nicht weitersprechen kann und er schluchzte, als hätte man ihm dieses teure Album nicht gegeben, sondern weggenommen.

Nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte, sagte er noch einige tiefempfundene Worte, gab jedem einzelnen die Hand und ging unter lauten, feierlichen Hochrufen die Treppe hinab, setzte sich in den Wagen und fuhr, von den vielen, aus dem Herzen kommenden Glückwünschen begleitet, nach Hause. Im Wagen unterwegs übermannte ihn noch ein wenig das nie empfundene Wohlbehagen: er schluchzte.

Zu Hause warteten seiner neue Freuden. Daheim veranstaltete ihm seine Familie, seine Freunde und Bekannten eine solche Ovation, daß er tatsächlich glaubte, dem Vaterland außerordentlich viel genützt zu haben und wenn er nicht gewesen wäre, hätte es das Vaterland schwer zu büßen gehabt. Auch das Festmahl verlief unter Festreden, Umarmungen und Freudentränen. Mit einem Wort, Seine Exzellenz Herr Smichow hätte nie geglaubt, daß man seine Verdienste jemals derart anerkennen wird.

„Meine Herren", sprach er deshalb vor dem Dessert, „es sind noch keine zwei Stunden her, daß ich eine Genugtuung für alle Leiden bekommen habe, die einem jeden zuteil werden, der seine Pflicht nicht nach dem Buchstaben, nach der Form, sondern nach seinem Gewissen erfüllt. Während meiner ganzen langen Laufbahn hat mich immer nur ein Prinzip geleitet: nicht die Allgemeinheit ist für uns da, sondern wir sind für die Allgemeinheit hier. Heute habe ich dafür die möglichst größte Belohnung erhalten. Meine Untergebenen haben mir ein Album überreicht. Ich bin sehr, sehr gerührt."

Feierliche Gesichter beugten sich von allen Seiten über das Buch und betrachteten es.

„Ach, wie schön!“, sagte Olga, das kleine Töchterchen Seiner Exzellenz. „Ach, wie schön. Papa, gib mir das Album, ich werde es gut aufbewahren.“

Nach dem Mittagessen trug Olga das Album in ihr Zimmer und versperrte es in die Lade des Schreibtisches. Am nächsten Tag nahm sie aus demselben die Bilder der Beamten heraus und verstreute sie auf den Fußboden; in die leeren Flächen gab sie die Bilder ihrer Freundinnen. Der Sohn Seiner Exzellenz, Kolja, nahm die verstreuten Bilder zusammen; er machte den Beamten neue Kleider mit roter Farbe. Den Bartlosen auch einen Schnurrbart, mit grüner Farbe, andern einen Vollbart, mit brauner Farbe. Als es schon nichts mehr zu malen gab, schnitt er aus den Kartonblättern die Bilder heraus, durchstach mit Stecknadeln die Augen und aus den Beamten wurden Spielpuppen. Den Titularrat Kraterow schnitt er separat aus, klebte ihn, stehend, auf eine Zündholzschachtel und trug ihn triumphierend zu seinem Papa.

„Papa, eine Statue; schau!“

Seine Exzellenz lachte laut, er hielt sich den Bauch vor Lachen und küßte den kleinen Taugenichts tüchtig ab.

„Gut, gut, jetzt geh aber, du Gauner“, sprach er. „Geh damit zu Mama. Sie möge es auch sehen.“

Aus dem Russischen übertragen von Grete Neufeld.

Die besiegte Wüste

Meer und Wüste stellte dem Menschen große Hindernisse in den Weg, die er unter Aufwand von Scharfsinn und Kraft, von Kühnheit und Wagemut zu überwinden vermochte. Das Meer ist durch die stets verbesserte Technik seit langem aus einem Hindernis zu einem die Völker verbindenden Gliede geworden. Der moderne Ozeandampfer ist zu einem schwimmenden Hotel gestaltet, das durch ungeheure Maschinen durch die Wogen der Weltmeere getrieben wird und trotz Sturm und Unwetter mit fast automatischer Regelmäßigkeit seine Fahrten vollendet. Zur gleichen Zeit, als noch die primitiven, von Wind und Muskelkraft getriebenen Galeeren das große Binnenmeer des Altertums, das Mittelmeer, durchfurchten, besiegten die Menschen bereits mit einfachen Mitteln die Schrecken der Wüste. Aber jeder Sieg wurde in heftigstem Kampfe mit den Naturgewalten erfochten, und der Ausgang des Kampfes war durchaus nicht immer von vornherein zu beurteilen. Mit schwer beladenen Kamelen zogen die Handel treibenden Völker in die Unendlichkeit des Wüstenlandes hinaus. Schritt um Schritt ging es vorwärts. Wüstensturm, Raubtiere, Räuber, hinderten die Reisenden, und jeder Aufenthalt bedeutete eine unnütze Verminderung der Nahrungsmittel. Jede übermäßig lange Verzögerung brachte den Verlust der kostbaren, in den Städten am Rande der Wüste doppelt kostbaren Waren oder gar den Untergang der ganzen Karawane. Die Durchquerung der Wüste blieb, so oft sie auch dem Einzelnen gelingen mochte, doch immer ein Wagnis, ein Spiel mit dem Leben. So ist es geblieben bis zum heutigen Tage. Auch die verschiedenen Automobilexpeditionen änderten an diesem, im Grund beschämenden Zustande gar nichts.

Erst jetzt soll durch die Arbeiten eines deutschen Ingenieurs eine Aenderung eintreten. Der Kieler T. C. Bischoff hat ein neues Fahrzeug konstruiert, das ein auf Räder gesetztes Dieselmotorschiff ist. Bei dieser Konstruktion ist den Besonderheiten des unebenen Wüstengeländes in weitestem Umfange Rechnung getragen worden. Als wirtschaftliches Moment führt der Konstrukteur an, daß das Bahnnetz Afrikas im Verhältnis zur Größe des Erdteils außerordentlich dünn ist. Wollte man auch nur die Dichte des russischen Eisenbahnnetzes in Mittelasien erreichen, so müßte dazu eine Summe von nicht weniger als 35 Milliarden Goldmark aufgewendet werden. Dabei aber bleibt es mehr als zweifelhaft, in welchem Zeitraum diese ungeheure Summe verzinst und abgetragen werden könnte. Welcher vorsichtige Geschäftsmann würde daher bereit sein, in ein so unsicheres Unternehmen sein Geld hineinzustecken! Das Flugzeug in seiner heutigen Form könnte wohl die Wüsten überfliegen. Aber jeder Unfall kann hier von vornherein verhängnisvolle Folgen haben. Außerdem aber — und das ist wirtschaftlich das Wichtigste — kommt das Flugzeug als Massenverkehrsmittel und vor allem für den Transport von Gütern in größerer Menge nicht in Frage.

Hier soll nun das Wüstenschiff mit Erfolg in die Bresche springen. Bischoff hat Pläne für ein Schiff von erheblichen Ausmaßen fertiggestellt. Er wurde dabei von hervorragenden Spezialisten unterstützt. Sein Passagierschiff soll nicht weniger als 250 Personen und 200 Tonnen Güter befördern. Das Fahrzeug, das im Innern genau so wie ein modernes Ozeanschiff mit Laderäumen, Kabinen, Speisesälen usw. ausgestattet wird, soll eine Länge von 60 Metern, eine größte Breite von 17 Metern haben, und die Deckaufbauten werden, vom Boden aus gemessen, 19 Meter hoch sein. Es handelt sich also um ein Riesenlandfahrzeug, wie es in dieser Größe bisher noch nirgends zu finden ist. Das ganze Gebäude ruht auf vier Rädern, die den ungeheuren Durchmesser von 15 Metern besitzen. Das Merkmal dieser Räder ist ihre große Radbreite. Wenn das Fahrzeug im Wüstenland vorwärtskommen soll, dann darf der Bodendruck einen gewissen Betrag nicht überschreiten. Schon bei den schweren Geschützen, die man im Weltkriege verwandte, machte man um die Räder breite, raupenbandartige Konstruktionen, durch die das Einsinken der schweren Last beim Transport und später in Stellung vermieden werden sollte. Auch die berüchtigten Tanks, aus denen sich die jetzt vielfach in der Landwirtschaft verwendeten Raupenschlepper entwickelt haben, hatten ähnliche, das Einsinken im weichen Boden verhindernde Flächen. Die Räder des Wüstenschiffes sollen eine Breite von 2½ Metern erhalten. Das belastete Fahrzeug wird ein Gewicht von etwa 800 000 Kilogramm bei einem Eisengewicht von 430 000 Kilogramm haben. Der mitzuführende Wasser- und Oelvorrat soll das erhebliche Gewicht von 170 000 Kilogramm erreichen. Die Räder sind natürlich nicht starr mit dem eigentlichen Schiffskörper verbunden. Es soll eine schon in früheren Zeiten bei Eisenbahnwagen im Prinzip vorgeschlagene hydraulische Federung vorgesehen, das Schiff selbst in eine Wiege gelagert werden, so daß es stets im Gleichgewicht bleibt, auch wenn die normale Lage der Räder durch erhebliche Bodenhindernisse beeinflußt wird. Auch die Steuerung soll hydraulich betätigt werden. Die Vorderräder sollen zu diesem Zwecke um 15 Grad verdreht werden können. Als Kraftquelle dienen zwei Dieselmotoren, die je 420 PS. leisten und dem Riesenfahrzeug eine Geschwindigkeit von 20 Kilometern verleihen. Sie treiben außerdem Dynamomaschinen und erzeugen dadurch auch den Strom für die Beleuchtungsanlage und für den Betrieb der Hilfsmaschinen. Der Antrieb gestattet Vor- und Rückwärtsfahrt. Daß eine Funksende- und Empfangsanlage vorgesehen ist, dürfte als selbstverständlich empfunden werden.

Neben diesen Passagierfahrzeugen sollen auch reine Transportschiffe, ferner Wüstenschiffe für die militärische Macht, vor allem für die Wüstenpolizei gebaut werden. Mit Recht weist Diplomingenieur Bischoff auf die große Bedeutung seines Fahrzeuges für die Erforschung der Wüsten und Steppen hin. Die Gefahren für die Forscher werden durch die Verwendung dieses Hilfsmittels bedeutend vermindert. Die wissenschaftliche Ausrüstung kann nach jeder Richtung hin umfangreich und vollständig gestaltet werden. Vor allem ist sie viel mehr geschützt als bei dem bisherigen Transport auf dem Rücken von Lasttieren. Das neue Fahrzeug käme also für die Verwendung in den afrikanischen, asiatischen und amerikanischen Wüsten in Frage. Es würde mit einem Schlage die ganze Welt der Technik des Menschen unterwerfen. Erdschätze, die bisher aus Mangel an Verkehrswegen brach liegen, können nunmehr der Weltwirtschaft nutzbar gemacht werden; kurz, es bieten sich wieder einmal früher ungeahnte Möglichkeiten. Der nimmer rastende Techniker stellt immer neue Probleme und findet auch die geeignete Lösung.

Merkworte

Manche Menschen haben sich ihr Glück durch ihren Ernst verscherzt.

•

Um sich anderen zu geben, muß man sich vor allem selbst besitzen.

•

Die Vernunft kostet uns nur selten das, was sie eigentlich wert ist.

•

Den Haß kann man wohl auswurzeln, aber die Liebe nie, oder es müßte ein Unkraut sein, das nur die äußere Gestalt der Liebe hätte.

•

Wer nur obenan sitzt, ist noch lange nicht Obrigkeit.

•

Verstand sei das Segel.
Aber Gemüt sei das Steuer
Und Atem Gottes der Wind!